Die Neue Welt

Nr. 39 Illustriertes Unterhaltungsblatt. 1911

Die Wirtin von Heiligenbronn.

Roman von Hermann Stegemann.

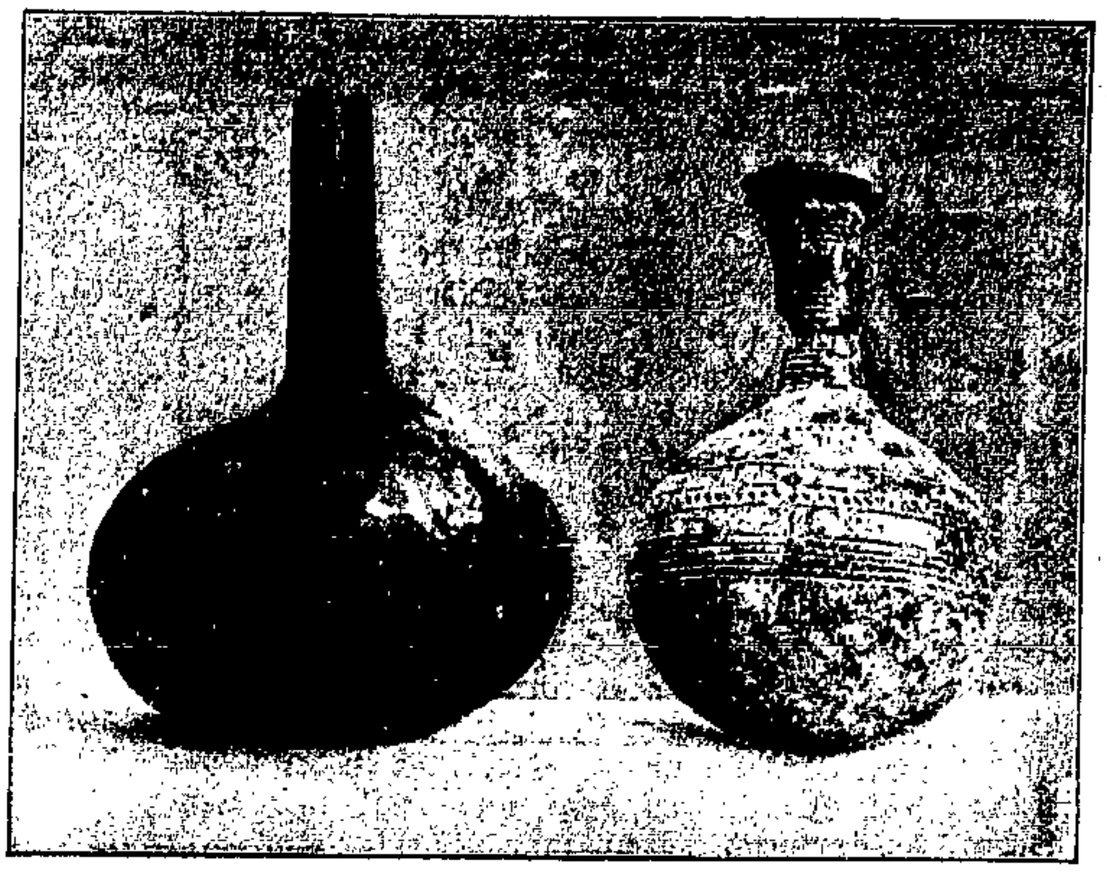
(Fortsetzung.)

Seit Marie Therese wußte, daß ihr Mann krank war, kam auch wieder das alte Gefühl der Liebe in ihr zum Durchbruch. Aber anders gefärbt, nicht mehr von der roten Farbe der Leidenschaft durchglüht, sondern zu einem wunschlosen Mitleid geklärt.

Niklas Markwalder ließ sich täuschen. Er machte noch die Honneurs des Hauses, hielt sich noch schlank und aufrecht im enger zugeschnittenen schwarzen Gehrock, aber er ließ sich, als müßte das so sein, weil die Bedeutung des größer gewordenen vornehmen Hauses dies erforderte, alle anstrengenden Pflichten im Bureau willig abnehmen und war sogar gehoben in seiner Eigenliebe, weil die Frau ihm jetzt in vielen Dingen recht gab, zu denen sie bislang nur geschwiegen hatte.

Obwohl die Regierung nicht Ernst gemacht hatte mit einer Erneuerung und Erweiterung der Thermen, lief das Leben im Badhotel Krantz wie nie. Marie Therese hatte mit den Besitzern kleiner Häuser Verträge geschlossen und wies diesen die Logiergäste zu, die im Hotel keine Unterkunft fanden oder eine besondere Behausung wünschten, und so bildete sich in diesem Jahre zum ersten Male ein starkes, nun auch dem Fernstehenden sichtbares Abhängigkeitsverhältnis einer Reihe von Heiligenbronnern zum Badhotel heraus. Diese fuhren dabei nicht schlecht. Es ereignete sich, daß der Hombacher Schreiner und der Gottschalk zum Fisch und der Sigrist Rink und der Bäcker Armbruster und die Witfrau Helmbrecht zum Kurfürsten und andere mehr an den Samstagen, wenn die meisten Neuankömmlinge zu erwarten waren, vor dem Badhotel erschienen und in gemessener Entfernung und versteckter Aufstellung den Omnibus und die Wagen erwarteten, die in langem Zuge den Berg heraufkamen. Im Bureau lag die Vakanzenliste ihrer Häuser, und wenn nun Gäste eine bescheidenere oder überhaupt eine Privatwohnung wünschten und Niklas Markwalder seine Frau davon verständigt hatte, dann entschied Marie Therese mit sicherem Blick, wer wohl am besten zuerst in den Fisch oder den Kurfürsten oder aber in das Häuslein des Sigristen oder das des Schreiners geführt werden solle, und der Portier besorgte das Weitere. Die Vasallen Maria Theresias nannte Medizinalrat Grohmann die Besitzer der kleinen Häuser und schwieg erst, als ihm der Förster in einer seiner lauten Stunden antwortete: „Sie wären selbst gern der Leibarzt dieser Frau, und wenn Sie sie Maria Theresia heißen, so ist das ein verdammt guter Ehrenname. Sie kann ihn mit Anstand tragen."

Der Förster konnte um so unbesorgter sprechen, als er von seinem Posten im Heiligenbronner Bezirk enthoben und in eine weit entfernt gelegene Försterei versetzt worden war.



Kürbisgefäß und Nachbildung in Ton. (Zum Artikel: Antiker Hausrat.)

Der Spott des Medizinalrats kam Niklas zu Ohren. Zum ersten Male wallte ihm das Blut. Er stand zu seiner Frau und vergaß in der Weltgeschichte zu blättern, um die Rolle des Gemahls der großen Kaiserin ausfindig zu machen.

„Warum sollst Du keine Kaiserin sein auf Deine Art, Marie Therese? Auf der alten Haustafel, die wir am Hofeingang wieder eingemauert haben, ist das österreichische Wappen eingehauen. Ich glaube, der alte Grohmann will sich an uns reiben."

Marie Therese lachte.

„Aber Niklas, reg' Dich doch nicht auf! Die Kaiserin Maria Theresia ist mir darum nicht verwandt geworden und wenn Du mich wieder anders nennst als mit dem doppelten Namen, so ist es mir auch lieb."

„Der doppelte Name ist ein Stück von Dir geworden, Theresle," antwortete Niklas stolz.

Die Frau neigte den Kopf, als hätte ein längst verhallter Klang ihr Ohr getroffen. Es gelang ihr um so leichter, den Mann zu besänftigen, als sie es mit dem Herzen tat und Niklas Zorn mehr Stolz auf seine Frau, beinahe ein eifersüchtiger Stolz, als Aerger über die Malice des Medizinalrats gewesen war. Im stillen aber rang Marie Therese mit sich einen heftigen Kampf. Seit sie wußte, daß Niklas kränker und kränker wurde und seit sie fürchtete, daß er nicht mehr genesen werde, seit sie rechnen mußte, mit Fristen, die seinem Leben und ihrem Zusammenleben gesetzt sein mochten, lag sie in diesem inneren Streit. Als sie es nicht zu Ende denken konnte und sich fragte, mit wem sie darüber wohl sprechen könne, da fand sie niemanden. Das Theresle war noch ein Kind. Die Frau des Försters hielt ihr nicht entschieden genug Widerpart und hatte jetzt auch andere Sorgen, und der Doktor, nein kein Mann. Doch, ein Mann, ein einziger, der Vater!

So schrieb sie an den Vater schrieb ihm von Niklas' Herzleiden und daß sie nun die Herrschaft halte die sie nicht für sich begehrt habe. Der alte Streit aber ist verglichen, denn wenn ein Kranker vergißt, so daß ihn ein Gesundes nicht dadurch erinnern, daß es ein besseres, also ein gesünderes Gedächtnis hat. Ich glaube, er hätte heute noch das Grauen über den Tod des Vaters, wenn er gesund geblieben wäre. Und dabei fühl ich, daß ich ihm in vielem nachgebe, das ist, weil ich glaube, jeder Kranke wird einem lieb, wie einem ein Kind lieb wird. Aber daß wir keinen Buben haben, ist mir jetzt doch — ich weiß nicht wie! Und das Theresle wächst schon in längere Kleider und muß allein in sein 15. Jahr gehen, wenn wir jetzt ins Hozzental überwintern kommen, der Niklas und ich. Ich bitte Euch, lieber Vater, daß Ihr dem Niklas nicht von den alten Dingen redet. Zürnet mir nicht, wenn ich das sage, ich weiß, daß Ihr ein besseres Gedächtnis habet, und der Vater ist so allein, daß er sich lebendig bewahren kann.

was ihn einmal in einen schweren Zorn gebracht hat."

So fest aber baute Marie Therese auf den Vater, daß sie vom Tage an, da sie diesen Brief auf die Post gab, vorsichtig und warm auf ihren Mann zu wirken begann, um ihn zu einem Aufenthalt im Hozzental zu überreden. Sie konnte ihm nicht verschweigen, daß seine Gesundheit den Aufenthalt in der Höhenluft des stillen Tales nötig mache, aber sie wußte es so einzurichten, daß er nicht stärker besorgt wurde als rätlich schien, und als der Brief des Vaters eintraf, öffnete sie ihn mit der Gewißheit, daß sie reisen könnten und daß sie willkommen waren im Hozzental.

„Er hat Dich nicht holen wollen vor vier Jahren, so bringst Du ihn mir jetzt. Das ist so gut, als hätte er Dich geholt, und ich sehe nur, daß er krank ist, was mir sein Kommen leid macht. Ich werde ihm nicht vor der Gesundheit sein mit Gift und Zorn. Ich kann auch dem Herrgott nicht den Weg umlegen, den er so gewaltig führt, daß ich Dich mit einem rechten Packen daherfteigen sehe. Und die Gretherin soll schauen, wo sie den Schwäher nächtigt, ich lieg in Deiner Kammer, und Ihr findet in unserer Ehelade, was Ihr verloren habet. Der Strohecherhof hat keinen güldenen Kranz, hat nur ein rotes Dreieck am Türbalken. Und Ihr sollet mir hier nicht verhungern. Eins mach ich noch zum Beding: Das Kind holt mir eins auf die Christnacht ins Hozzental. Und will hoffen, daß es in der vornehmen Schul den Großvater nicht aus dem Herzen getan hat, weil er mit dem Beil und dem Pickel zieht und den Mist dreht und tritt."

Als die Tochter diesen Brief gelesen hatte, wuchsen die Berge zu ihr herein in das kleine, zierlich ausgestattete Gemach, und draußen hörte sie plötzlich deutlich, ganz nahe die Hozze rauschen und das Sägeisen der Mühle auf- und niedergehen.

So fuhr Marie Therese Markwalder mit ihrem kranken Mann im späten Herbst, der im Hozzental schon alle Wälder entlaubt hatte, auf der Hozzenstraße den Bergen zu. Der Strohecker hatte dem alten gemauerten Herd im Küchenbau einen eisernen Gesellen gegeben und meinte, die Frau werde darauf ihrem Manne besser kochen können als auf dem schwarzen Reisigfresser.

Niklas wußte, daß er krank war, aber da ihn sein Leiden nicht stark behelligte, wenn er sich ruhig hielt, so wuchs ihm bald der Mut. Der eitle Zug in seinem Wesen trat schärfer hervor. Aber der Strohecker hatte einen Blick für die Falten am Halse des Vierzigjährigen und ging ihm mit Ruhe voraus. Er spielte mit dem Schwiegersohn Karten, wenn der Abend das Tal zudeckte, er ließ sich sogar die roten Pfennige abnehmen, ohne mit der Faust auf den Tisch zu schlagen wie im „Adler". Er wies ihm die ebensten Wege und rechtete mit der Sonne, wenn sie sich weigerte, in das weißgewordene Tal zu scheinen. Er grub sogar den Schatz seiner Kriegserlebnisse aus, auf dem er sonst lagerte wie ein Lindwurm und erzählte von der Belagerung Straßburgs und von Bourbaki und der Schlacht an der Lisaine.

Die Frau saß mit einem Buche in der Hand, wenn sie die Pflichten des kleinen Haushaltes erfüllt hatte, und Niklas mit dem Vater die Trümpfe schlug. Bücher waren dem Theresle schon der Inbegriff alles Schönen gewesen, um von der Arbeit zu ruhen, und als das Theresle Frau Markwalder geworden war, da beeiferten sich dankbare Gäste, der Wirtin ihren Dank in Büchern zu erstatten. Aber sie hatte einen Geschmack, an dem noch Erdenschwere hing. Am liebsten las sie Lebensbeschreibungen, und jetzt saß sie über einem Buche, das sie hier oben erst recht zu verstehen gedachte, nachdem es in Heiligenbronn ihre Sehnsucht wachgerufen hatte. Doktor Baumgart war so kühn gewesen, es ihr zu schenken, und Therese Markwalder las langsam, oft lange über das Buch hinwegsehend, die Geschichte vom Grünen Heinrich, der sanften Anna und der feurigen Judith. Und so oft sie das Buch wieder angriff, schlug sie das Eingangskapitel auf, um die Schilderung des Heimatdorfes zu lesen, und dann fuhr sie dort fort, wo sie just das letzte Mal stehen geblieben war.

In ihr war kein Kampf mehr um den Inhalt ihrer Ehe. Sie hatte die Teilung zwischen ihrem Leben als Frau und ihrem Schaffen aufgegeben und das Plus an Arbeit und Vorwärtsdringen zu dem Minus ihrer Ehe geschlagen und das Theresle dazu getan und war zufrieden. Jetzt ging der Kampf um die Gesundheit und das Leben ihres Mannes; und wie sie alles angriff, so packte sie auch diese Aufgabe mit der rücksichtslosen Hingabe an, aus der ihr, wie aus steter Reibung Feuer sich entzündet, eine neue Glut erwuchs, die ihr das Blut rascher durch die Adern trieb und die Heiterkeit ihres Wesens wieder aus der Tiefe holte. Mit der Sorge um ihn, in dem sie jetzt nicht nur den ihr Angetrauten, sondern auch den ihr Anvertrauten sah, wuchs auch ihre Gerechtigkeit. Wenn er den Vater hervorkehrte und wie Joseph Markwalder die selbstzufriedene Würde vor sich hertrug, dann lächelte sie, und wenn er in einem raschen Impuls einen glücklichen Vorschlag tat, der vielleicht dem Badhotel zugute kam bei kluger und beharrlicher Ausführung, dann freute sie sich und bestätigte ihm die Trefflichkeit seines Einfalls.

Als Niklas aber gar, mehr aus Mitteilungs- und Unterhaltungsbedürfnis und um sich eine Sorge zuzuteilen, als aus innerstem Drang, daran ging, mit dem Theresle im Institut einen eifrigen Briefwechsel zu pflegen und sich laut als Vater der einzigen Erbin des Badhotels bekannte und das Theresle an sich zog wie nie zuvor, da vergaß Marie Therese mit Vorsatz ihren klugen Sinn und nahm diese zärtliche Fürsorge des Vaters um das Kind als einen vollen untrüglichen Beweis seiner besseren Natur, die größer und stärker zum Durchbruch kam, als sie nach den Erfahrungen eines sechzehnjährigen Zusammenlebens erwartet hätte.

Um sie her aber spann der Höhenwinter seine weiße Stille. Der Strohecker ging gelassen ab und zu, schaffte als Wegwart, hegte und holzte, machte den Bauer und hielt das Horn als Feuerwart und Wächter der grimmen Hozze und schwenkte in den Christtagen das Theresle, das nun ein grätiges Mädchen war, wie seine Mutter mit ebensoviel Jahren, auf den Hörnerschlitten und fuhr mit ihm die stäubenden Schneisen zu Tal. Manchmal, wenn Marie Therese einen Augenblick verzweifelte, etwa nach einer Nacht, in der der Niklas von seinem Herzschlag verlassen worden war, wußte sie nichts anderes, als in der Frühe das Fenster aufstoßen und Luft und Licht hereinlassen. Wenn dann weit her aus dem Hozzenwald der Schlag klang von des Vaters Axt, dann richtete sie sich auf und jeder Widerhall stärkte sie mit neuer Kraft.

„Ob Du ihn heimbringst, weiß ich nicht, aber daß Ihr diesen Winter loben sollt, das weiß ich," sagte der Vater, als die Sonne zum ersten Male zwischen den Gratflühen des Hozzenberges hindurch die Kirche erreichte mit den Morgenstrahlen — und das war im Februar, da schlug sie schon den Bogen höher — und Marie Therese gab ihm recht.

„Ja, der Vater ist uns ein guter Wirt gewesen."

Da lachte der Strohecker verlegen.

„Wenn das die Markwalderin von Heiligenbronn sagt, ist's Zeit, daß ich den „Adler" kauf," spottete er.

„Das vermögen wir heut noch nicht, so wenig, wie der Vater ihn das Theresle einmal hat kaufen können," entgegnete die Tochter und lachte wie er.

Sie hatten sich verstanden, denn ihnen gehörte der Hof mit Lebware und Fahrnis und der Streifen Wald am Kernholz, und ein paar Matten, alles andere aber, alles in Heiligenbronn, dem jungen Theresle. Ja, wenn man recht zusah, so gehörte dem auch einmal das Güttlein im Hozzental samt der Scheckin und den anderen Häuptern und den Bäumen im Wald, an denen das rote Dreieck saß, wenn der Strohecker einen zur Säge schleifte.

Als sie heimfuhren, brannte Marie Therese auf die neue Saison.

Niklas glaubte nicht nur gekräftigt, sondern auch genesen zu sein, und da ihn der Arzt, der soeben aus Locarno zurückgekehrt war, wo er einen Winter praktiziert hatte, mit einem Lob seines Aussehens empfing, und die Heiligenbronner, die von der Schwere seines Leidens nie etwas erfahren hatten, dieses Lob beflissen vervielfältigten, so erhob er sich zu einem neuen brünstigen Lebenstrieb und verlangte mit allen Kräften nach frischer Tätigkeit.

So gingen sie mit großen Hoffnungen und einem starken Gemeinsamkeitsgefühl in den Frühling hinein.

Die Gemeinderatswahlen gaben Niklas Gelegenheit, seinen neuen Mut zu beweisen. Früher hatte er nie Interesse daran gehabt, auf der Ratsstube zu sitzen, diesmal stachelte ihn der Ehrgeiz, den der Erfolg des Höhenaufenthalts geschärft hatte und das Verlangen, vor Marie Therese wieder etwas zu gelten und sogar etwas voraus zu haben, und so ließ er sich als Bewerber aufstellen und wurde zum Gemeinderat gewählt. Marie Therese hatte im stillen dafür gesorgt, daß ihm die Stimmen ihrer Vasallen zufielen. Und als wollte ihm das Schicksal seinen inneren Aufschwung ahnen, ließ es plötzlich den alten Kommandanten der Freiwilligen Feuerwehr sterben, einen schönen Feuermannstod, kurz nach einer Spritzenprobe, die mit einem gewaltigen Umtrunk im „Lamm" geendet hatte, und die Feuerwehr wählte den Badwirt Niklas Markwalder, der vor einigen Jahren auch eine Zeitlang dem acht Mann starken Rettungskorps zugeteilt gewesen war, zum Brandmeister. „Er hat's Recht drauf, denn ihm verbrennt am meisten, wenns ans Abbrennen geht, und er zahlt uns einen sauberen Einstand wie sonst keiner," sagte der Bürgermeister und ging selbst ins Badhotel, ihm die Wahl zu verkünden.

Marie Therese sah ihn kommen. Im schwarzen Rock, einen rauhen Zylinder auf dem viereckigen mächtigen Schädel, das braun-rote Gesicht glatt vom Schabeisen, aber ausdruckslos, daß niemand ihm ansah, wie er es meinte, so kam er daher und trat in die Halle und fragte nach dem „Herrn".

Da zog Marie Therese im alten Bureau die Decke vom Eichentisch, ließ feinen Wein und grobe Gläser aufstellen und ihrem Manne melden, daß der Bürgermeister ihn zu sprechen wünsche. Wußte jeder, was der Zelger brachte, aber er selbst tat nicht dergleichen. Marie Therese grüßte ihn und setzte sich mit an den Tisch. Sie wußten, daß sie Feinde waren, die Frau, die die Interessen ihres Hotels und dann die Kurinteressen des Ortes zu oberst stellte, und der Bürgermeister, der von den Bauern und Handwerkern und kleinen Wirten gewählt und nach Ablauf seiner Amtszeit wieder bestätigt worden war, weil er den Daumen auf den Gemeindesäckel hielt und trotzig im Mai den Mist zu Acker fuhr, um zu zeigen, daß das zuerst komme und daß die Kurgäste sich danach zu richten hätten. Aber der Bürgermeister hatte ein feines Ohr und wußte, daß ihm in Marie Therese eine Feindin erstanden war, die auch den Niklas Markwalder gefährlich erscheinen ließ. Wenn die Frau noch mehr Vasallen, wie der gichtbrüchig gewordene Medizinalrat sie

nannte, oder Faselnarren, wie Johann Zelger mit derbem Mutterwitz das Fremdwort verdeutscht hatte, um sich versammelte, dann ging es bei der nächsten Wahl um die Amtskette. Denn daß die Frau ihren Vorteil wahrnehmen werde, das wußte der Bürgermeister. So baute er vor.

„Es maiet prächtig," sagte er und blickte sie mit den hellen Augen treuherzig an.

„Ja, diesmal lohnt es die Kurtaxe," erwiderte Marie Therese.

„Die lohnt's immer; wenn einer nach Heiligenbronn kommt, so soll er nur brav zahlen."

„Und wenn's ihm zu viel ist oder er meint, fürs Geld könnt man saubere Straßen und mehr Gehwege im Wald verlangen und er bleibt weg?" fragte die Frau.

„So wächst mir der Hafer doch, und es kommt ein anderer dafür, der zahlt für zwei," erwiderte der Bürgermeister und sah noch biederer drein.

Marie Therese tat, als nehme sie ihn für bieder und parierte, indem sie seufzte: „Ja, ja, wenn Euch die Regierung mehr beiging, wär's leichter! Die Gemeinde ist zu karg bestellt. Aber die Herren Minister und Domänenräte meinen, einen Bauernbürgermeister könnt man länger auf die Bank drücken als einen anderen. Ihr wisset, ich bin ein Bauernkind und steh dazu und darf so reden, ohne daß Ihr's krumm nehmet!"

Dem Johann Zelger brannte das rechte Ohr. Er rieb es mit der breiten rauhen Hand und fand rasch einen Fuchsweg, indem er die Spur hinter sich verwedelte und entgegnete: „Bigott, es ist etwas drau, Frau. Aber nicht am Bürgermeister fehlts, nur muß der Gemeinderat ihm fest und hart an den Rücken stehen, dann lüpft einer leicht den Amtmann und die Regierung. So ist's mir auch ein verdammt guter Schick, daß der Niklas Markwalder in den Gemeinderat zu sitzen kommt. Jetzt hat das Ding ein anderes Gesicht. Wenn sie jetzt nicht zieht, die Regierung, so tut sie's dem Badhotel zu leid. Und das wär mir ein sauberes Stück."

„Ihr habt einen breiten Rücken, ladet nicht heut schon auf meinen Mann ab, Bürgermeister," blitzte Marie Therese und hatte ihr listiges Gegenspiel vergessen, um frank vor den schlitzöhrigen Kumpan hinzutreten.

Das verräterische Ohr wurde blau, aber er lachte.

„Das heiß ich geredet! Sakrament, so reden brave Leute miteinander, Badwirtin! Abladen! Ja, Bigott! Eine neue Ehre laden wir heut auf den Niklas Markwalder, und ich kenn Euren Wein am Glanzspiel in der Flasche. Ihr habt den ausgelesenen vom letzten Vollherbst aufgestellt. So wisset Ihr auch, was ich bring."

Da dachte die Frau daran, daß es gelte, Niklas Aufregungen zu ersparen und daß sie die Annahme der Wahl zum Brandmeister nur dulden konnte, weil seit Menschendenken dieser Posten keine Aufregungen mit sich gebracht hatte, und sie antwortete freundlich: „Ja, es ist vom Ehrenwein, und er trinkt sich gut zwischen Bürgermeister und Brandmeister."

„Auf eins und alles, das will ich meinen," wetterte Johann Zelger und schlug mit der biederen Hand auf den Tisch, daß der goldklare Wein in der Karaffe goldene Blitze schoß.

Marie Therese blieb bei den Männern, als Niklas erschienen war und die Annahme der Wahl erklärt hatte. Die Gläser fuhren kräftig gegeneinander, und der Zelger trank langsam, ein Maulvoll ums andere, den Schluck breit hin- und herrollend, wie ein rechter Weinbauer.

Als der Bürgermeister mit einem treuherzigen Händedruck gegangen war, sagte die Frau lächelnd zu dem stolzblickenden Mann: „Weiß Du, warum er so daran getrieben hat, daß Du Brandmeister wirst, nachdem Du ohne sein Zutun in den Gemeinderat gekommen bist? Weil der Kommandant nicht zugleich Bürgermeister sein kann: Er hat Dir einen Stecken ins Rad gesteckt."

„Laß ihn doch," entgegnete Niklas und reckte die Brust, gerade wie Joseph Markwalder, „und dann, Frau Kommandant klingt fast noch schöner als Frau Bürgermeister!"

Und er war so voller später Frühlingstriebe und gehobener Stimmung, der Wein schwoll ihm stärkend zum müden Herzen und löste ein Begehren in den Adern, daß er sein Weib plötzlich umfaßte und an sich zog und ihren zuckenden, herben Mund suchte. (Forts. folgt.)

Antiker Hausrat.

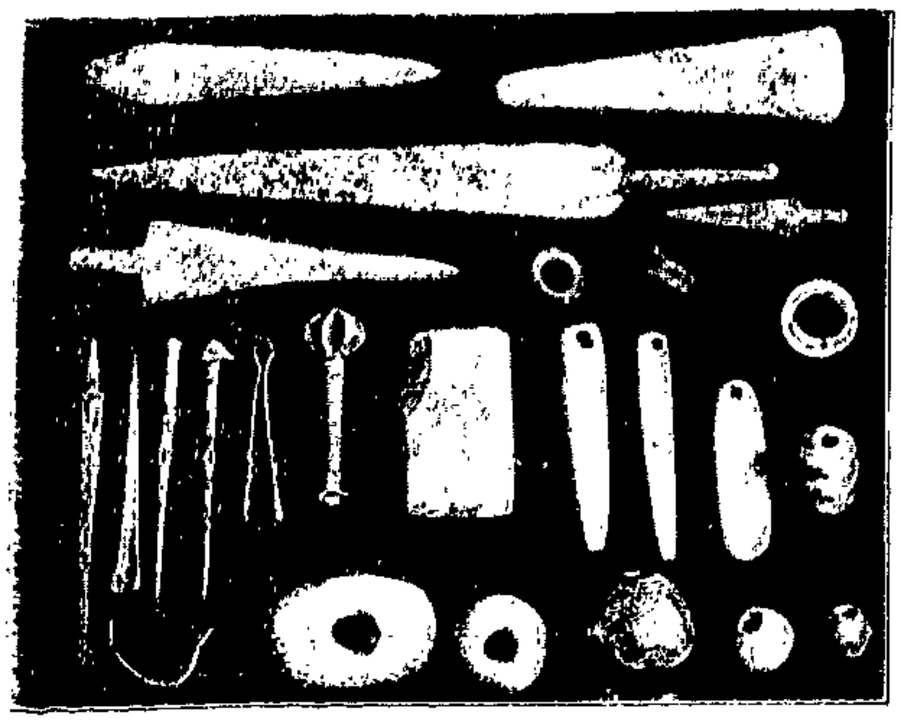
Von Hannah Lewin-Dorsch.*

Als vor zwanzig und dreißig Jahren die epochemachenden Ausgrabungen eines Schliemann und anderer Altertumsforscher stattfanden und die Kunde von ihren Ergebnissen die zivilisierte Welt Europas durcheilte, da glaubte man zuerst Märchen und Fabeln zu vernehmen. Eine ganz ungeahnte neue Welt erschloß sich der wissenschaftlichen Erkenntnis. Freilich hatte uns der alte, blinde Sänger Homer in seinen Dichtungen eine solche Kultur vor Augen geführt; aber man hatte geglaubt, hier nur poetische Phantasiegebilde vor sich zu haben. Daß diese Welt einst wirklich existiert habe, das hatte wohl niemand geahnt. Seit dieser Zeit ist der Spaten des Forschers rastlos tätig gewesen, und die letztvergangenen Jahrzehnte haben unseren Gesichtskreis in bezug auf die Kenntnis früher Kultur in einer Weise erweitert, die man früher nie für möglich gehalten hätte. Das Mittelmeerbecken, Aegypten, Palästina, Babylonien, Europa in seiner ganzen Ausdehnung: sie alle haben die Schätze der Vergangenheit aus dem Schoße des Erdbodens hervorgebracht; und über Jahrtausende der Vergangenheit die früher für uns leer und dunkel waren, hat sich Licht gebreitet. Der vorgeschichtliche Mensch, von dem wir ehemals kaum etwas wußten, wird nach seiner leiblichen Beschaffenheit, auf Grund von Skelettresten eingehend untersucht; seine Lebensweise wird erforscht, und die Produkte seiner Handfertigkeit liegen in den Museen und in Privatsammlungen zu Tausenden vor unseren Augen. Auch der Mensch der frühhistorischen Jahrhunderte, wir dürfen jetzt sogar sagen: Jahrtausende, der uns früher in so mancher Beziehung wie ein abstraktes Wesen erschien, mit dem wir nicht so recht Fühlung gewinnen konnten, er hat jetzt für uns greifbare Gestalt gewonnen und ist uns in seiner Daseinsgestaltung und in seinen alltäglichen Beschäftigungen lebendig und fast sogar vertraut geworden. Wir wissen heute, wie er seine Hütten und seine Paläste baute und ausschmückte, denn wir haben deren Grundrisse aufgedeckt und vermessen und ihre Mauern und Säulen bloßgelegt. Wir kennen seine Kleidung für Werktage und für Feste, denn wir haben dem Erdboden Gewänder, Stoffe und Schmucksachen aller Art entnommen. Seine Waffen, die wir in unseren Händen halten und betrachten können, erzählen uns, wie er die Feinde bekriegte und das Wild erlegte; und seine Werkzeuge und Geräte berichten uns von seiner täglichen Hantierung. Wir haben die Werkstätten entdeckt, in denen der Handwerker vor Jahrtausenden arbeitete, und all seinen technischen Künsten sind wir auf der Spur. Wir wissen, wie der Hausherr in der Halle des Hauses seine Freunde zum frol Gelage empfing und bewirtete, wie das W das Mal zurüstete und Stoff und Gewand reitete. Der gesamte Hausrat einer früh längst begrabenen Kultur ist uns bekannt, n nur in großen und allgemeinen Zügen, sond vielfach bis in die kleinsten Einzelheiten hine Und es ist für uns in mehr als einer Hin lehrreich und interessant zugleich, uns über Leben und Treiben, über Hausgerät und W zeug des Menschen der Vergangenheit orientieren.

Bevor der Mensch die Metalle und der Verarbeitung kennen gelernt hatte, verwand er zur Herstellung der von ihm benötigten G räte eine ganze Anzahl von anderen Materi lien, die seiner Hand leicht erreichbar ware Dazu gehört vor allen Dingen Stein, Horn Knochen, Holz, Kohle, Muscheln, Tierzähne und dergleichen. Zuerst nur roh und notdürftig, für den Gebrauch des Augenblicks hergerichtet, werden all diese Stoffe später in sehr mühseliger und langwieriger Arbeit, mit bewundernswerter Ausdauer, fein verarbeitet, ge glättet und schön verziert. Unter den Metallen ist vielfach das Kupfer dasjenige, das zuerst technisch verwertet wird; sehr früh aber verbindet man es mit anderen Metallen zu brauchbaren Legierungen, vorab mit dem Zinn. Es entsteht dann die Bronze, die in ausgedehnten Gebieten der Erde eine bedeutsame Rolle für die technische Kultur gespielt hat. In die Zeit des Ueberganges aus der metallosen Kultur in die Bronzezeit führt uns eins unserer Bilder. Wir sehen da Stein- und Kupferbeile, kupferne Dolche und Lanzenspitzen. Die Steinbeile sind durch mühsame Bohrung durchlocht, um vermittels eines hölzernen oder knöchernen Stieles geschäftet werden zu können; bei den metallenen Dolchen und Lanzenspitzen tritt an Stelle der Durchlochung der Griffdorn, welcher in den Schaft eingefügt werden konnte. Beachtenswert sind die feinen Zänglein und Nägel aus Bronze und Silber sowie die schön geschweifte „Fleischgabel" aus Bronze. Die wuchtigen Steinhämmer und Steinkugeln gehören zum primitivsten Werkzeugbestand der Menschheit. Ursprünglich nur mit der starken Faust geführt, wurden sie in vorgeschrittener Zeit, wie unser Bild auch zeigt, zwecks einer geschickten Schäftung durchbohrt gleich den Beilen.

Ein anderes Bild zeigt uns töner Gefäße. Sie stammen alle von der Ins Zypern, auf der vor vielen Jahrtausenden ein reiches Kulturleben blühte. — Das Bedürfni sich Gefäße zu verfertigen, mußte beim Menschen schon sehr früh erwachen. Galt es doch für ihn Beeren und Früchte zur Nahrung einzusamme Wasser zu schöpfen, wilden Honig zu berg später auch Oel und gegorene Getränke zu reiten und aufzubewahren. Heute erscheint uns die Töpferei als eine der gewöhnlich und verbreitetsten Hantierungen. Doch wäre ganz falsch, wollte man glauben, der Me hätte, als er der ersten Gefäße bedurfte, gl zum Ton gegriffen. Es gab andere Stoffe, ihm näher lagen, ja, es gab fertige Gefä welche die Natur ihm sozusagen selbst darbo Allerlei Schalen von Baumnüssen, z. B. vo Kokosnüssen, vielleicht auch die starken Schal großer Vogeleier, sind in warmen Gegenden Vorläufer der tönernen Gefäße gewesen; e ehe man tönerne oder gar silberne Eßl kannte, schöpfte und aß man mit ausgehöh Hölzlein, mit Muscheln, mit aus Horn Bein geschnitzten Kellen. Lange bevor man Ton zu Schüsseln formen gelernt hatte, w man aus Bast und aus biegsamen Ruten alle Gefäße, Taschen und Körbchen zu fabrizie die zur Aufnahme von Vorräten dienen mu Und nicht etwa nur Trockenvorräte fanden Platz, wie wir zu denken versucht sein könn Wenn man die oft sehr fein geflochtenen Kö

* Die vorliegende Arbeit der vor wenigen Wochen verstorbenen Genossin Hannah Lewin-Dorsch gibt einen erneuten Beweis für die Gründlichkeit und die gediegene Sachkenntnis der allzufrüh Dahingegangenen; unsere Leser, die ihr manche Belehrung verdanken, werden das Andenken unserer geschätzten Mitarbeiterin sicherlich in Ehren halten.
D. Redakt. d. „N. W."

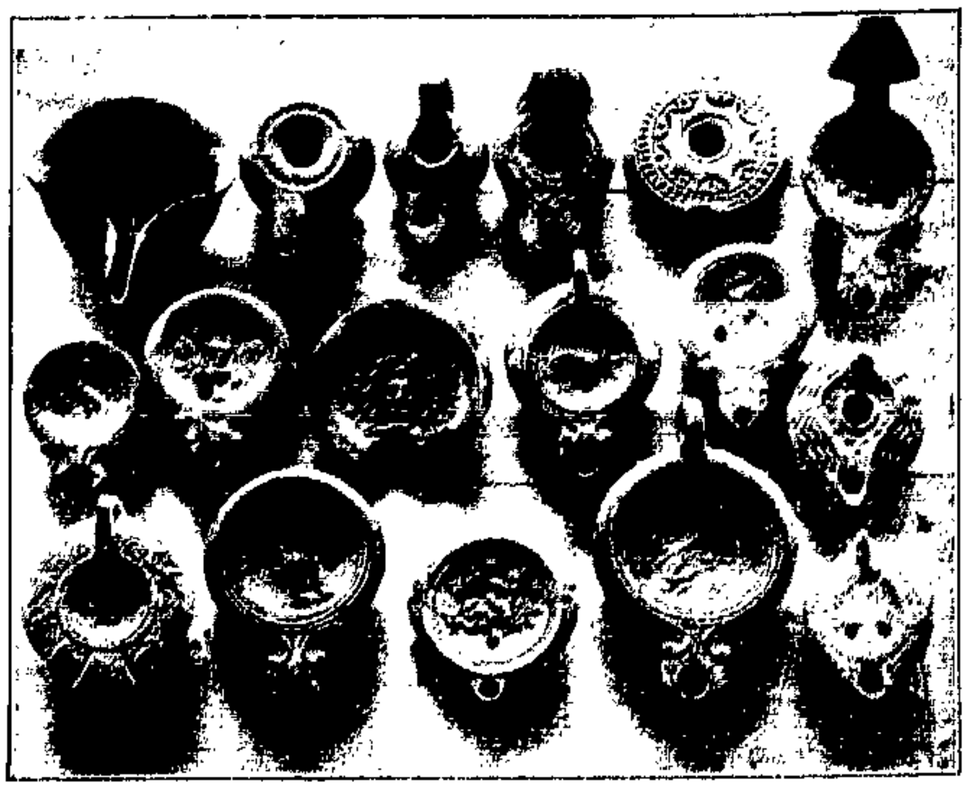


Cyprische vorgeschichtliche Funde aus Kupfer.

mit Wachs oder Baumharz verschmierte, so hatte man auch für den Transport von Flüssigkeiten ein völlig geeignetes Gefäß gewonnen. Man darf daher mit vollem Recht sogar so weit gehen, daß man diese Art von Korbflechterei geradezu als einen Vorläufer der Töpferei bezeichnet; für weite Kulturgebiete trifft das ganz ohne Zweifel zu. Die Sache nahm dort etwa folgenden Gang: genau so gut, wie man die geflochtenen Körbe und Säcke mit Wachs oder Harz anstrich, so griff man auch, wo er vorhanden war, zum Lehm, zur feuchten, knetbaren Erde. Die vorzüglichen Eigenschaften dieses Materials, das sich allen gewollten Formen mühelos anschmiegt, hat der Mensch ja kaum lange übersehen können. Gar bequem konnte in solch lehmverpichtem Korbe das Weib der Steinzeit das Wasser vom nahen Quellbach ins Lager transportieren und die Kleinen daraus tränken; nachher wurde das Gefäß achtlos beiseite gestellt, vielleicht vor die Tür des Zeltes in die heißen Strahlen der Sonne oder es blieb nahe beim Herdfeuer stehen. Einige Zeit darauf konnte man die merkwürdige Entdeckung machen, daß der Lehmverputz des Korbes gehärtet war und ein Gefäß für sich allein bildete; er war getrocknet, gebrannt und der Mensch besaß nun außer dem geflochtenen Korbe, den er schon lange benutzte, ein weiteres Gefäß aus einem ganz neuen Material, dessen wertvolle Eignung zur Gefäßbereitung ihm bis dahin noch unbekannt gewesen war. Nachdem diese erfreuliche Entdeckung einmal gemacht war, stand ja nichts im Wege, sie weiter zu verfolgen und auszubilden. Dem Ton wurden nun bald die mannigfachsten Hohlformen abgewonnen: große und kleine Schalen, Krüge, Becher, Löffel, Schöpfkellen und anderes. Um das Material zu verstärken, mischte man vielfach dem reinen Lehm Sand, zerkleinerte Muscheln, pulverisierte Holzkohle, Lavaschlacken oder ähnliches bei; eine Untersuchung der zu Tausenden aus dem Erdboden gegrabenen Gefäßscherben macht das ohne weiteres deutlich. Uebrigens verfahren primitive Völker bei ihrer Töpferei noch heute ganz ähnlich.

Während die frühesten Tongeschirre aus freier Hand geformt und nur notdürftig getrocknet waren, lernte der Mensch, als die Töpferscheibe erst aufgekommen war, die Formen regelmäßig und schön zu gestalten, und auch die Verfahrungsweisen beim Brennen des Tones vervollkommneten sich bald. Man brannte in gedeckten Gruben, in glühender Asche oder über schwachem Feuer auf leichten Gestellen. Durch vorheriges Eintauchen der Töpferware in allerlei Absude von Baumrinde oder anderen pflanzlichen Stoffen lassen sich verschiedene Färbungen des Tones erzielen; auch die verschiedenen Grade der Feuerhitze und die Rauchentwickelung wirken auf die Färbung der Gefäße ein. Es darf uns daher nicht wundernehmen, wenn schon der Prähistoriker eine ganze Menge von verschiedenartigster und verschiedenfarbigster Tonware zu Gesicht bekommt; ja, nach der Art der Färbung kann man oft geradezu für die einzelnen Gefäße ihre Zugehörigkeit zu der oder jener Kultur bestimmen. So weist z. B. die sogenannte ägäische Kultur des östlichen Mittelmeerbeckens, die etwa zwischen den Jahren 3000 und 1200 vor Christi Geburt blühte, in ihren frühesten Schichten bräunliches Tongeschirr mit ganz einfachen Verzierungen auf; dann folgt ein Ton von schöner, schwarzer oder doch sehr glänzend dunkler Farbe mit polychromer Malerei in matten Farben, rot, gelb, orange oder weiß. Endlich erscheinen wieder Gefäße aus hellgelbem Ton mit dunkelbraunen oder schwarzen Malereien. Wie unsere Bilder zeigen, die fast alle aus den alten Fundschichten stammen, hat man auch schon früh die Gefäße mit Henkeln versehen; es wurden diese Henkel sogar vielfach Gegenstände besonderer Ornamentik, indem man ihnen die Form von allerlei Fabelfiguren, menschlichen Gestalten, Tieren und Tierköpfen gab; oft waren die Henkel zugleich Ausgußröhren. An dem gleichen Gefäß bemerken wir noch eine andere Eigentümlichkeit, nämlich die besondere Henkelgestalt an der rechten Seite. Diese Form ist in alter Zeit ungeheuer verbreitet gewesen: man kniff mit den Fingern in die Wand des fertiggeformten Gefäßes Wülste oder Verdickungen, die man senkrecht oder wagerecht durchlöcherte. Zog man dann durch die Bohrungen Schnüre, so war man imstande, die Töpfe daran ohne Schwierigkeit aufzuhängen, zu heben und zu transportieren. Schnuröfen nennt man diese Form des Henkels.

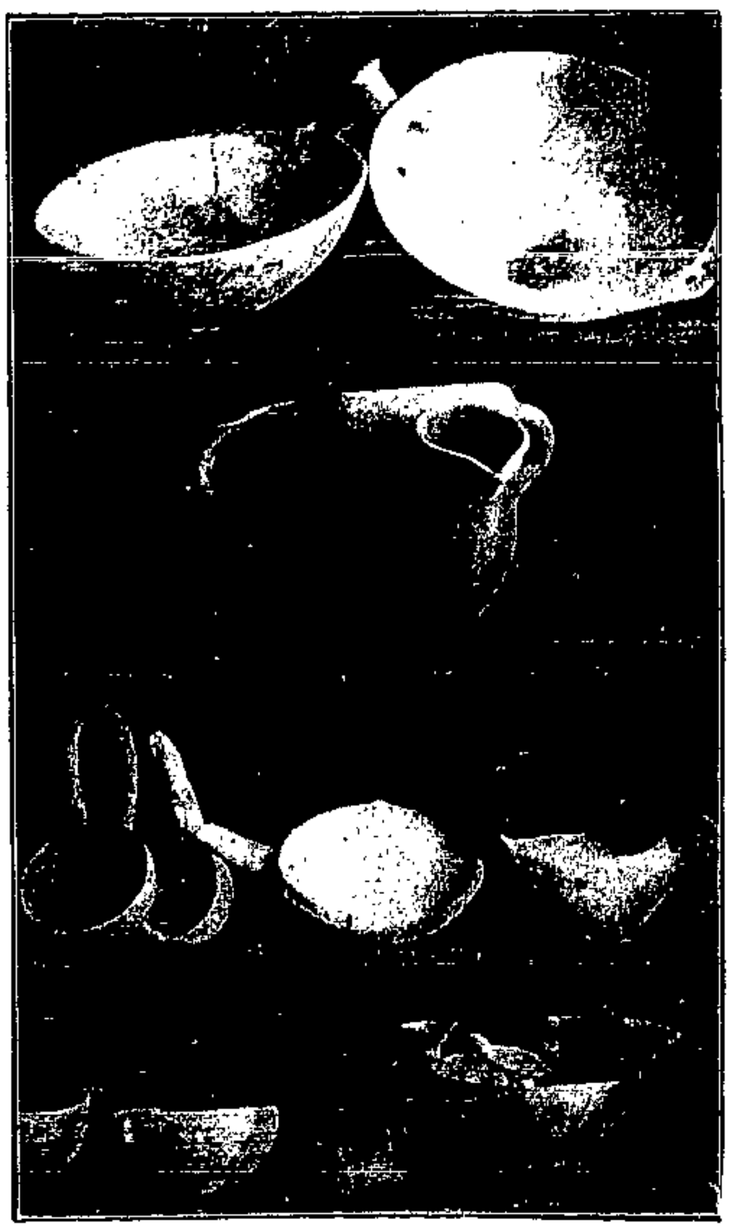
Vorgeschichtliches tönernes Gewürzgefäß.



Antike Lampen.

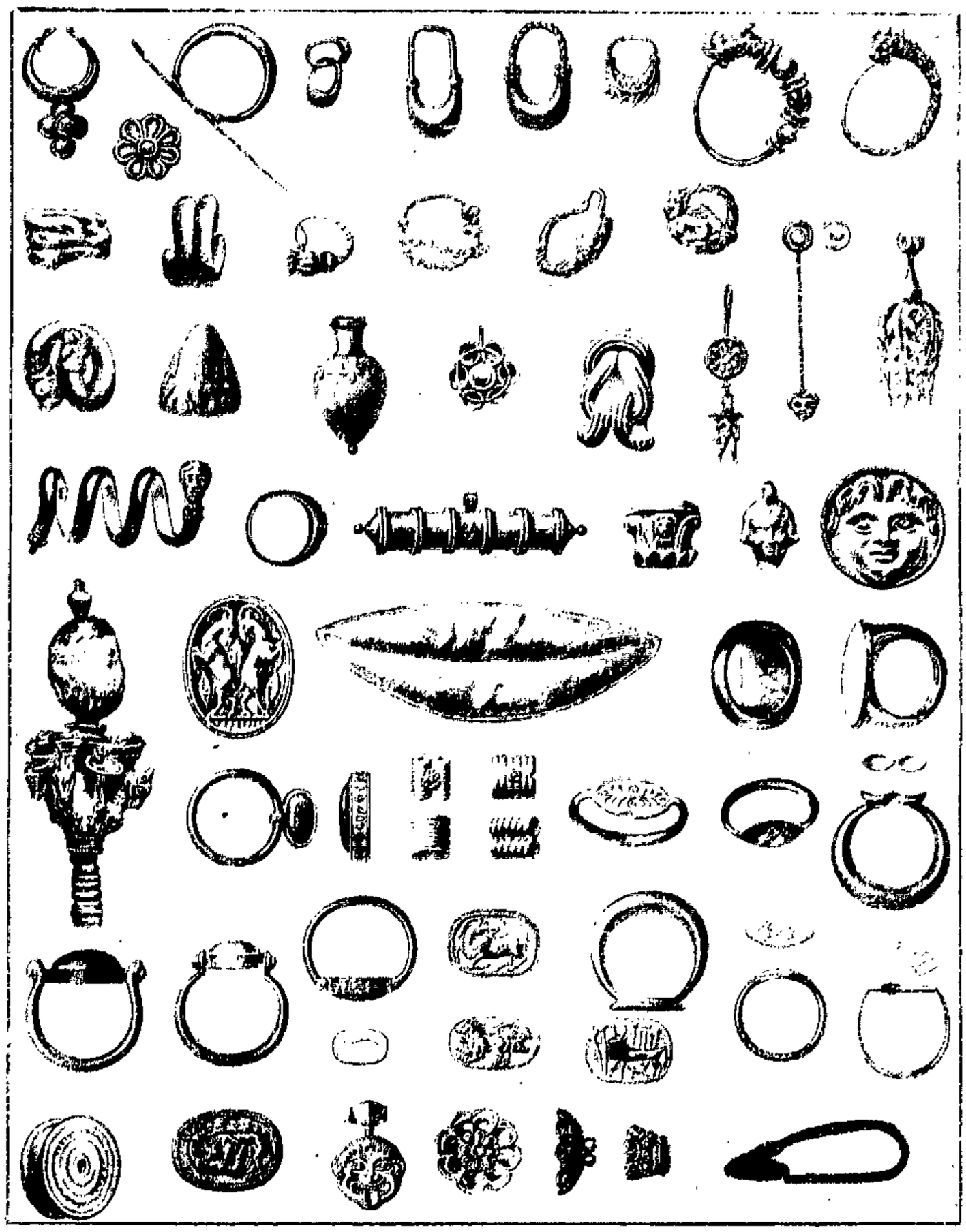
Wenn wir vorhin sagten, die Töpferei sei vielfach aus der Korbflechterei hervorgegangen, so zeigt uns ein anderes Bild eine weitere Entstehungsart der Topffabrikation. Wir sehen da eine Kürbisflasche und daneben ein gleichgeformtes Gefäß aus Ton. Die großen, mannigfach geformten Flaschenkürbisse sind von altersher in den Mittelmeergebieten und in anderen warmen Gegenden zum Aufbewahren von Flüssigkeiten sehr beliebt gewesen, eignen sie sich doch auch ganz vorzüglich dazu. Noch heute findet man dort diese Kürbisgefäße, genau wie in der Urzeit: mit den eingeritzten Ornamenten in der

Tönerner Stuhl.

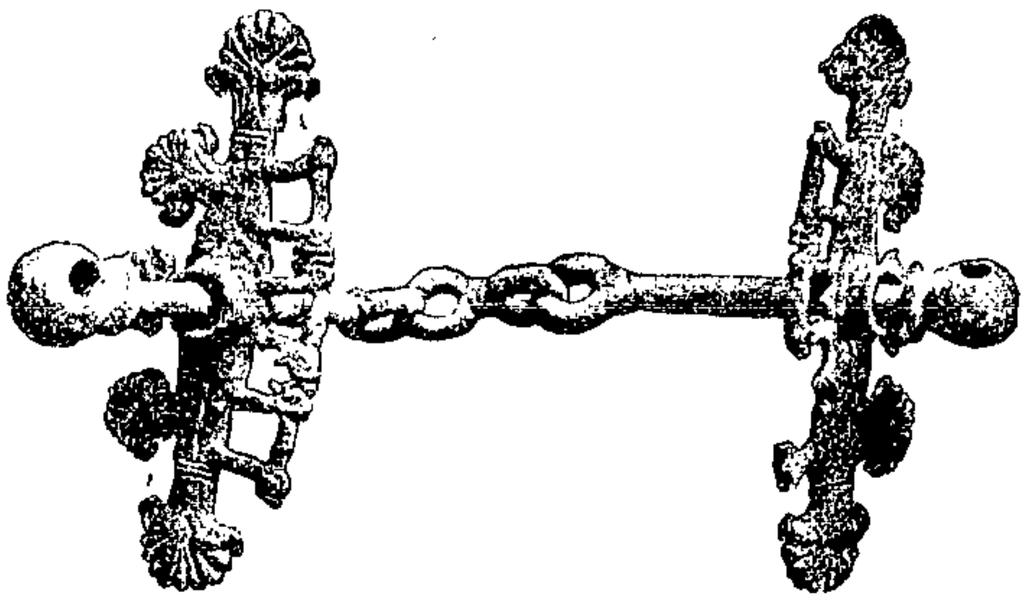


Vorgeschichtliche Tongefäße.

erst gelblichen, später dunkelbraunen Oberfläche, welche glänzt wie poliert, bieten uns die Flaschen und Schalen ein viel reizvollere Bilder als manches Porzellangefäß aus mitteleuropäischen modernen Fabriken, das wir mit teurem Gelde bezahlen. Was lag für den Menschen der Vergangenheit näher, als daß er die Form des Flaschenkürbis', die sich ihm zu Gefäßen dienlich erwiesen hatte, in Ton nachbildete! Die zweite Figur auf unserem Bilde gibt uns ferner ein Beispiel dieser getreuen Formnachahmung. Der ägäische Kulturkreis zeichnet sich vor vielen anderen Gegenden durch seine feine und hochentwickelte Keramik aus; eine seiner Spezialitäten waren die zierlichen Gewürzgefäße, bei denen zwei oder drei Näpflein durch einen hochgeschweiften Bügelhenkel miteinander vereinigt waren. Ganz bedeutenden Kunstwert besitzen auch eine besondere Art von Vasen, wie sie auf der Insel Kreta ausgegraben wurden; ihre schlanken Formen mit der ebenmäßigen Rundung, die Güte und Glätte ihres feingeschlemmten Tones, ihr glänzender Brand und ihre künstlerische Ornamentierung durch Malerei machen sie unter Stücken anderer Art vorteilhaft kenntlich. Von dem Reichtum und der Pracht jener Kultur geben auch die hunderterlei Schmucksachen Zeugnis, die man den Gräbern aus damaliger Zeit entnommen hat, und zwar sowohl auf griechischem Boden wie auf vielen Inseln des östlichen Mittelmeeres. Vornehme Leichen wurden damals geradezu mit Schmuckwerk übersät ins Grab gelegt; und solche Funde lassen gar keinen Zweifel darüber, daß auch der Lebende, soweit er vornehmem Stande angehörte, sich reich und prächtig trug. Man kannte Fingerringe, Ohrringe, Nadeln, Spiralen, Amulette, Gehänge, Nadelköpfe, zum Teil in bewundernswert feiner Arbeit. Von einer ganz eigentümlichen Sitte erzählt uns das goldene Mundblech in der Mitte des Bildes. Mit solchen wurde den Toten der Mund verschlossen; und nahe mit diesem Brauche hängt es zusammen, wenn wir in den Gräbern von Mykenae die ganzen Gesichter der Bestatteten mit Masken aus Goldblech bedeckt finden. Ein Bild zeigt uns eine Anzahl Lampen. Der Mensch ist schon recht früh dazu gekommen, sich eine künstliche Beleuchtung zu verschaffen, wenn er gezwungen war, im Dunkeln zu hantieren. Schon in den französischen Höhlen aus dem ersten Steinzeitalter, die mit den jetzt ziemlich allgemein bekannten eigenartigen Wandmalereien geschmückt sind, finden sich am Boden runde, becherförmig ausgehöhlte Steine, die von Forschern als Lampen gedeutet werden.

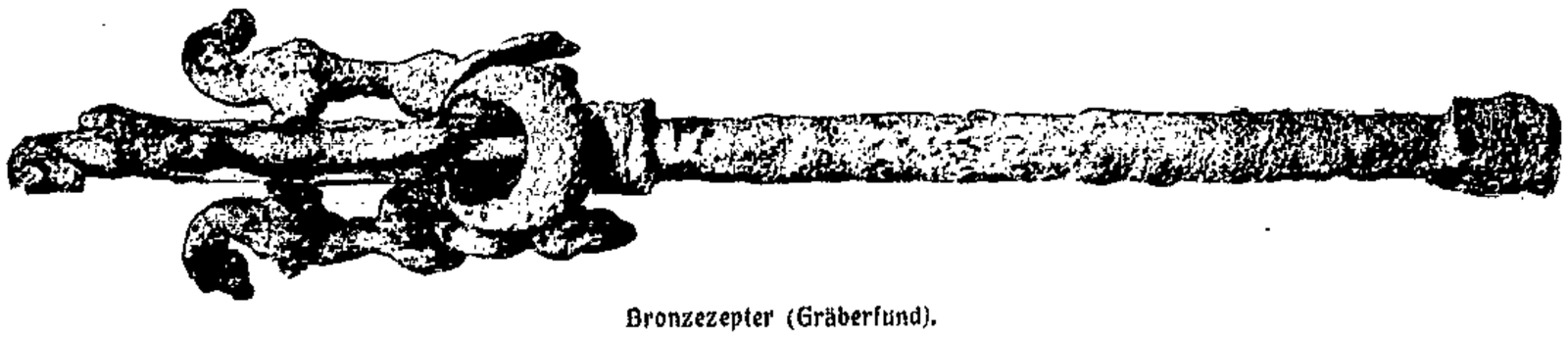


Goldornamente und Gemmen aus Cypern.



Griechisch-phönizisch-cyprische bronzene Pferdetrense aus dem 6. vorchristlichen Jahrhundert.

Sie würden dann die Urform all der Lampen sein, die unser Bild uns vorführt. Mit einem tierischen Fett gefüllt und mit einem gedrehten Docht aus Moos, Bast oder anderer Faser versehen, mochten sie dem Menschen ein annehmbares Licht liefern. Haben doch noch heute die Eskimos in ihren winterlichen Hütten Lampen nach dem gleichen Prinzip und ohne weitere technische Vollendung. Sie sind aus Speckstein ausgeschnitten, werden mit Tran gefüllt und leuchten mit der bloßen Hilfe eines Moosdochtes. Nach demselben Schema ist die erste Lampe links oben auf unserem Bilde hergestellt, einfach und ziemlich kunstlos. Nachher verschließt man den runden Hauptteil oben, zieht den Docht durch eine längliche Tülle, die bis auf ein kleines Loch am Ende röhrenförmig geschlossen ist. Diese Lampenform hat sich bis weit in die Römerzeit hinein erhalten; auch gewährte sie dem künstlerischen Sinn des Verfertigers weiten Spielraum zu allerlei Verzierung mit Ornament und Bildwerk. In einer Abbildung sehen wir, daß das Zepter schon recht früh als ein Attribut königlicher Macht in Gebrauch gekommen ist; auch das alte Aegypten hat uns derart frühe Königszepter geliefert. Möglich, daß das Zepter ursprünglich mit dem Stabe, dem Zauberstabe zusammenhing und sozusagen aus ihm entstanden ist. Von jeher war ja der Stab ein notwendiges Requisit des Zauberers. Der Zauberer aber fällt auf primitiver Kulturstufe fast stets mit dem Medizinmann und dem Priester zusammen; und andererseits sind Priestermacht und Königsmacht in ihren Anfängen eng miteinander verknüpft. Das Zepter auf unserem Bilde ist freilich schon keineswegs mehr ein bloßer Stab, sondern es ist reich mit Bildwerk — vermutlich haben wir hier auch wieder symbolische Tierfiguren vor uns — geschmückt. — Schließlich zeigt eine unserer Abbildungen noch ein Pferdegebiß aus Bronze. Pferdezucht war in dortigen Kulturkreise schon seit langem verbreitet; frühe Nachrichten berichten uns vielfach von Streitrossen und Kriegswagen. In Mittel- und Westeuropa ist die haustiergemäße Zähmung und Dienstbarmachung des Pferdes schon für das Ende der jüngeren Steinzeit bezeugt; in Pfahlbauten und Landsiedelungen der frühesten Bronzezeit, sind Pferdegebisse und sonstige Teile von Pferdegeschirr recht häufig, sie zeichnen sich meist durch auffallende Kleinheit und leichte Arbeit aus; die damals gezähmten Pferde scheinen einer kleineren Rasse angehört zu haben als unsere heute bekannten; nur die Form und die Art der Bearbeitung der Geschirre, auch die Masse der in den Fundstätten erhaltenen Pferdeknochen beweisen das



Bronzezepter (Gräberfund).

Die Forellenarten, ihr Fang und ihre Zucht.

Von Fritz Skowronnek.

(Schluß.)

Anfangs ahmte man in der künstlichen Befruchtung der Fischeier einfach der Natur nach. Man strich den Rogen der laichreifen Fische in eine Schüssel mit Wasser ab, schüttete die Milch dazu und ließ die Befruchtung im Wasser vollziehen. Dabei blieb genau so wie in der Natur, ein großer Teil der Eier unbefruchtet. Erst vor etwa 30 Jahren fand man die bessere Methode. Milch und Rogen wurde trocken vermischt und dann erst das Wasser hinzugetan. So erhält man statt 10 bis 15, jetzt 90 bis 95 Prozent befruchteter Eier. Die Kunst des Erbrütens ist zu einer Wissenschaft geworden, die auf erprobten Erfahrungssätzen fußt. Der Natur mußte man ablernen, daß die junge Brut nicht eher aus dem Ei schlüpfen darf, als bis sie nach Verzehrung des Dottersacks, der sie in den ersten Wochen ihres Daseins ernährt, im freien Wasser genügende Nahrung findet. Da nun fast alle Edelfische im Oktober bis Dezember laichen, so müssen die Eier drei bis fünf Monate in einem Wasserbad zubringen, das die Temperatur des freiströmenden Baches nicht überschreiten darf. Hat doch die Erfahrung gelehrt, daß ein Grad Wärme mehr die Entwickelung der jungen Brut um Wochen beschleunigt.

Was das bedeutet, kann man nur begreifen, wenn man gesehen hat, wie schwierig es ist, viele Tausende junger Forellen in engen Behältern künstlich zu ernähren! Nicht etwa wegen der Kosten, denn die wären noch zu erschwingen, sondern weil die kleinen Fischlein bei der besten Fütterung eingehen, wenn ihnen die Nahrung fehlt, die die Natur bei richtiger Entwickelung für sie in Bereitschaft hält. Deshalb muß jede Brutanstalt darauf gerüstet sein, das zuströmende Wasser mit Eis oder Schnee auf derselben Temperatur, 2 bis 3 Grad Celsius, erhalten zu können. Ferner muß dem Wasser jeder schädliche Keim ferngehalten werden. Es wird zu diesem Zweck durch Kiesfilter geleitet. Trotzdem ist es nicht immer möglich, den schlimmsten Feind der Eier, eine Pilzart, die zu den Saprolegien gehört, abzuwehren. Es sind farblose, fadenförmige Schmarotzerpilze, auf deren Enden sich die Sporen, die Fortpflanzungsorgane bilden. Diese befallen tote Eier und dringen schnell auf die benachbarten gesunden Eier, die sie mit einem dichten, hellgrauen Rasen überziehen. Dagegen hilft nur die allergrößte Sorgfalt, tägliches Auslesen der toten Eier, die man an ihrer weißen Färbung leicht erkennt. Bei genügender Sorgfalt erzieht man 90 Prozent der befruchteten Eier zu Jungfischen. Auf die zahllosen Apparate, die fast alljährlich durch eine neue Erfindung verbessert werden, kann ich nicht eingehen; sie sind alle so konstruiert, daß die Eier in einer dünnen Schicht ausgebreitet liegen und vom Wasser kräftig bespült werden.

Auch die Maßregeln zur Ernährung und Mast der jungen Fische sind so mannigfaltig, daß man einzelnes nicht herauszugreifen vermag. Nur soviel sei gesagt, daß die moderne Fischwirtschaft den Fischteich immer mehr als einen Stall betrachtet, der den Fischen nichts weiter zu bieten braucht, als Raum und Luft, die durch zufließendes Wasser eingebracht wird. Für das Futter sorgt der Mensch. Allerdings sind die Fische, die man auf diese Weise heranzieht, oder besser gesagt, mästet, für die Fortpflanzung minderwertig. Deshalb muß jede Forellenzüchterei mit einem Wildgewässer verbunden sein, worin die Elternfische unter natürlichen Bedingungen aufwachsen.

In neuerer Zeit hat die Bachforelle durch die aus Amerika eingeführte Regenbogenforelle starke Konkurrenz erhalten. Sie wurde anfangs der 80er Jahre nach Deutschland gebracht; man hat die Iridea, wie sie abgekürzt nach ihrem lateinischen Namen genannt wird, behandeln und schätzen gelernt. Sie laicht im Gegensatz zu allen ihren Verwandten zeitig im Frühjahr, verursacht also weitaus weniger Mühe in der Aufzucht und wächst sehr schnell. Auch dem Sportangler hat sie sich wertvoll erwiesen, denn sie kämpft sehr tapfer und geht leichter an den Köder, als die sehr wählerische und manchmal geradezu launische Bachforelle.

Etwa um dieselbe Zeit wie die Regenbogenforelle wurde der Bachsaibling aus Nordamerika nach Deutschland eingeführt. Er ist ein naher Verwandter des großen, in den Gebirgsseen Europas lebenden Saiblings. Und der kleine Amerikaner hat auch seine guten Eigenschaften. Er verträgt sehr kaltes Wasser und dringt in den Gebirgsbächen noch weiter hinauf als die Forelle. Seine Schnellwüchsigkeit gibt ihm auch züchterischen Wert. Und je nach der Temperatur des Wassers, das ihm zur Verfügung steht, hat nun der Fischwirt die Auswahl zwischen Saibling, Forelle und Iridea. Es ist übrigens ein Irrtum, wenn man die Forellenarten nur als Bewohner von Gebirgsbächen einschätzt. Sie gedeihen ebenso in den Bächen und Flüßchen der norddeutschen Tiefebene. Zwar rinnen noch viele Tausende solcher Gewässer in Norddeutschland unbenutzt zum Meere, aber nicht wenige sind doch schon mit Forellen bevölkert. So z. B. die Quellbäche der Rominter Heide, die sich zu dem Flüßchen vereinigen, das dem gewaltigen Waldkomplex den Namen gegeben hat. Und in der Lüneburger Heide gibt es bereits zahlreiche Teichwirtschaften, deren Zahl alljährlich wächst. Sie finden in den norddeutschen Großstädten ein williges Absatzgebiet für ihre speckfetten Forellen. Die Krone des Angelsports bleibt der Fang der Salmoniden und vor allem der Forelle! Die ganze Sippe gehört zu den Raubrittern, die jede Pflanzenkost verschmähen und nur zugreifen, wenn etwas kreucht und fleucht. Danach müßte sich natürlich der Angler in der Wahl des Köders richten und seine Angel mit allerlei Insekten Fliegen, Raupen, Käfern usw. bestecken. Solche Tiere sind jedoch nicht immer zu finden und außerdem so wenig dauerhaft, daß sie nach wenigen Würfen vom Haken fallen. Die Angler waren deshalb genötigt, aus Federn, Wolle und buntfarbiger Seide künstliche Fliegen herzustellen. Ursprünglich waren diese mit einem Haken versehene Köder genaue Nachbildungen der Fliegen und Käfer, nach denen die Forelle hascht, wenn sie auf den Wasserspiegel hinabsinken. Im Laufe der Zeit ist die Aehnlichkeit fast völlig verloren gegangen, ohne daß die Fabrikanten und Angler es merkten.

Unter diesen Umständen mutet es etwas komisch an, daß sich ein heftiger Streit darüber entspinnen konnte, ob die künstliche Fliege, um als Köder zu wirken, eine getreue Nachahmung der Natur sein muß oder nicht. Denn es gab auch Angler, die nicht nur behaupteten, sondern durch den Erfolg erwiesen, daß ein Haken, mit einem Büschelchen Federn umwunden, von der Forelle genommen wird. Diesem Streit hat erst vor wenigen Jahren Dr. Horst Brehm ein Ende gemacht, indem er durch mühsame Vergleichung feststellte, daß von den unzähligen Arten künstlicher Fliegen keine dem Vorbild, nach dem sie benannt ist, gleicht. Höchstens daß noch eine entfernte Aehnlichkeit vorhanden ist. Danach muß man schließen, daß die Forelle auf diese Aehnlichkeit auch kein allzugroßes Gewicht legt, obwohl man manchmal eine ganze Anzahl von Fliegen durchprobieren muß, ehe man diejenige findet, nach der die Forelle ohne langes Zögern steigt. Aber selbst dann wird man wenig Erfolg haben, wenn man es nicht versteht, die Fliege so leicht auf das Wasser zu werfen, daß der Fisch das Präparat nicht von dem Herabsinken eines lebenden Insekts unterscheiden kann. Wer die Schwierigkeiten dieser Kunst ermessen will, versuche es einmal, mit einer elastischen Rute eine ganz unbeschwerte Schnur von 7 bis 8 Metern so zu werfen, daß sie glatt gestreckt niederfällt! Das ist allein schon eine Kunst, die nur von Menschen mit sehr leichtem Handgelenk gelernt wird. Und das Gerät muß allererster Güte sein. Die Rute, aus drei bis vier Teilen bestehend, die sich ganz genau zusammen passen lassen, wird jetzt regelmäßig aus gesplißten Bambusruten hergestellt, d. h. aus der harten Wandung des Bambusrohres werden sechs nach innen keilförmig verlaufende Stäbe ausgeschnitten und so zusammengeleimt, daß sie einen Stock von der Dicke eines Federhalters bilden. Die auf diese Art angefertigten Ruten entsprechen allen Anforderungen; sie sind biegsam elastisch und steif. Noch vor wenigen Jahren waren wir für den Bezug wirklich guter Ruten und Geräte auf England angewiesen. Jetzt hat die deutsche Industrie, seitdem sie ein rasch wachsendes Bedürfnis in Deutschland zu befriedigen hat, das Versäumte nachgeholt und in kurzer Zeit einen solchen Aufschwung genommen, daß sie bereits stark nach dem Auslande exportiert.

Die Rolle muß sehr leicht laufen und eine bequeme Bremsvorrichtung besitzen. Die Seidenschnur muß dünn aber haltbar sein. Der Haken mit der künstlichen Fliege ist an einem klafterlangen Vorfach aus Seidenwurmdarm befestigt. Beim Werfen der Angel beginnt man mit kurzer Schnur. Man schwingt sie zuerst nach rückwärts, bis sie sich in der Luft ausstreckt, und schleudert sie nun durch einen kurzen Ruck der Rute, der nur von Hand und Unterarm ausgehen darf, nach vorn. Dieser Wurf erfordert außerordentliches Geschick, er darf nicht wie ein Peitschenhieb aussehen, eher ist er mit einer Terz des Schlägers zu vergleichen. Anfänger wenden meistens zu viel Kraft an. Dann fällt die Schnur pfeifend und klatschend aufs Wasser, anstatt daß sich der Köder sanft hinabsenkt.

Beim zweiten Wurf zieht man mit der linken Hand ein Stück Schnur von der Rolle, um die sich der Wurf verlängert, bis er zuletzt 10 oder 12 Meter Weite erreicht. Nun muß die zweite Schwierigkeit überwunden werden, man muß lernen, die künstliche Fliege genau auf die Stelle zu werfen, wo soeben die Forelle nach einem Insekt gestiegen ist. Hat sie den Köder genommen, dann muß der Anhieb erfolgen . . . Und dann kommt der aufregende Endkampf, bis der besiegte Fisch sich auf den Rücken wälzt und nach dem Ufer gezogen werden kann, wo er mit einem Kescher ausgehoben wird.

Abend.*

Ach, es will schon Abend werden —
Dämmrungsschatten mich umwehn
Und doch habe ich auf Erden
Noch vom Tage nichts gesehn.

Zeitig schon bei Morgengrauen
In das schwere Joch gespannt,
Pflügte ich, ohn aufzuschauen,
Mühsam dürres Ackerland.

Wenn verwehtes Freiheitsklingen
Lockend kam — dann hielt ich Rast,
Doch der Sorge Peitschenschwingen
Trieb mich an zu neuer Hast. —

Nun will Abend schon bereiten
Mir mein Grab in Dunkelheit . . .
Weh! . . . nach sonnenlichten Weiten
Meine arme Seele schreit.

Adolf Maetze.

* Aus „Feiergedanken" eines Arbeiters in Gedichten und Skizzen von Adolf Maetze; mit einem Nachwort von Dr. E. Thesing (Magdeburg, Karl Peters, Pr. 1,50 Mk.). Die abgedruckte Probe aus dem Gedichtbüchlein eines Arbeiterpoeten, der den Lesern der „Neuen Welt" nicht unbekannt sein wird, soll Freunde der Poesie auf Maetzes „Feiergedanken" aufmerksam machen; sie dürften manches Ansprechende in dem schmalen Büchlein finden.

Der Chef der Familie.

Eine heitere Geschichte von W. W. Jacobs.

Herr Letts verließ sein Schiff nach gegenseitiger Uebereinkunft mit der ganzen Mannschaft, die zusammengekommen war, um ihn abziehen zu sehen und ihrem Gefühl der Erleichterung über seinen Abschied Ausdruck zu geben. Nachdem er lange Jahre auf großer Fahrt zugebracht hatte, war er auf den Einfall gekommen, zur Abwechselung eine Reise auf einem Küstenfahrer zu machen, und da der Schoner „Laura" für einen Schiffszimmermann keine Verwendung hatte, hatte er als Koch angemustert. Er hatte sein Bestes getan, und sein Lohn waren die unfreundlichen Beinamen, die ihm nachtönten, als er im Gefolge seiner Seekiste den Quai in Cuxhaven entlang ging. Kapitän und Steuermann nickten in grimmiger Würdigung zu den Anstrengungen der Mannschaft.

Er brachte die Kiste in einem Seemannslogierhaus unter, und sah dann, durch den plötzlichen Wechsel in seinem Schicksal in keiner Weise beirrt, eine Zigarette zwischen den Lippen, von einer Bank aus auf die See hinaus und schmiedete Zukunftspläne. Die Augen fielen ihm zu, er öffnete sie aber schnell wieder, als er merkte, daß eine Frau in mittleren Jahren, von ordentlichem, aber abgehärmten Aussehen, sich auf das andere Ende der Bank gesetzt hatte.

„Schönes Wetter," sagte Herr Letts, eine frische Zigarette anzündend.

Die Frau pflichtete ihm bei und sah auf die See.

„Haben Sie mal gekocht?" fragte Herr Letts plötzlich.

„Sehr viel," war die überraschte Antwort. „Warum?"

„Ich wollte Sie nur mal fragen, wie lange ein Stück Ochsenfleisch kochen muß," sagte Herr Letts. „Es ist nur Neugier; ich werde doch nie wieder als Koch fahren."

Er erzählte seine Erfahrungen in den letzten Tagen, und da er eine mitfühlende Zuhörerin fand, berichtete er ihr lang und breit von seinen Reisen; auch von seinen Zukunftsplänen.

„Ich hab meinen Sohn auf See verloren," sagte die Frau seufzend. „Sie sehen ihm sehr ähnlich."

Herrn Letts Gesicht nahm einen weichen Ausdruck an.

„Tut mir leid," sagte er. „Ich meine, es tut mir leid, daß Sie ihn verloren haben."

„Ich glaube wenigstens, er würde jetzt so wie Sie gewesen sein," meinte die Frau. „Aber es sind jetzt neun Jahre her. Er war damals gerade sechzehn."

Herr Letts nickte, nachdem er das Rechenexempel im Geiste gelöst hatte. „Das ist genau mein Alter," sprach er, „im letzten März wurde ich fünfundzwanzig."

„Er fuhr nach Melbourne," sagte die Frau. „Mein einziger Sohn."

Herr Letts hüstelte mitfühlend.

„Sein Vater starb eine Woche, nachdem er gesegelt war," fuhr die Frau fort, „und drei Monate nachher ging meines Jungen Schiff unter. Zwei Jahre später habe ich, dumm wie ich war, wieder geheiratet. Ich weiß nicht, warum ich Ihnen das alles erzähle; ich glaube es ist deshalb, weil Sie mich an meinen Sohn erinnern."

„Erzählen Sie nur ruhig weiter," sagte Herr Letts freundlich, „ich habe doch nichts zu tun."

Er zündete sich eine frische Zigarette an, nahm eine aufmerksam lauschende Haltung ein und hörte eine derartige Erzählung häuslichen Ungemachs, daß er sich gratulierte, ledig geblieben zu sein.

„Seit ich Daubel heiratete, geht's mir hundsmiserabel," stöhnte das Opfer der Ehe, indem es aufstand, um zu gehen. „Wenn mein armer Junge noch am Leben wäre, würde es wohl anders sein. Sein Vater hinterließ ihm das Haus und die Einrichtung, und ich bin sicher, daß mein zweiter Mann mich nur deswegen geheiratet hat. Deswegen und wegen der paar Groschen, die er mir hinterließ. Diesen Augenblick verkauft er gerade etwas von den Sachen meines Sohnes. Deswegen bin ich auch fortgegangen; ich konnte es nicht mit ansehen."

„Vielleicht wird er doch noch wiederkommen," meinte Herr Letts. „Man muß nie die Hoffnung verlieren."

Frau Daubel schüttelte den Kopf.

„Sie würden mir wohl nicht," fragte Herr Letts und blickte sie aufmerksam an, „für eine oder zwei Nächte ein Zimmer vermieten?"

Frau Daubel schüttelte wieder den Kopf.

„Na, es macht nichts," sagte der junge Mann, „ich würde nur lieber bei Ihnen wohnen als in einem Logierhaus. Sie gefallen mir nun mal. Würde es nicht ein Spaß sein, wenn ich zu Ihnen käme und Ihr Mann dächte, ich wäre Ihr Sohn?"

Frau Daubel atmete schwer. Sie setzte sich wieder und legte ihre zitternden Finger auf seinen Arm.

„Wie wäre es," sagte sie unsicher, „wie wäre es, wenn Sie herumkämen und so täten, als wenn Sie mein Sohn wären und für mich einträten?"

Herr Letts sah sie erstaunt an, dann begann er zu lachen.

„Keiner würde es merken," fuhr die Frau schnell fort. „Wir zogen erst kurz vor der Abreise meines Sohnes hierher, und seine Schwester war damals grad zehn Jahre alt. Sie wird sich seiner nicht erinnern."

Herr Letts sagte, er könne nicht daran denken, und starrte mit dem Ausdruck großer Entschlossenheit auf die See. Gründe und Bitten ließen ihn kalt und er war gerade im Begriff, sein Bedauern mit ihrem Kummer auszudrücken und zu gehen, als die Frau plötzlich zusammenfuhr und ihren Arm durch den seinen zog.

„Da kommt ihre Schwester!" rief sie.

Die Reihe zusammenzuzucken, war nun an Herrn Letts.

„Sie hat gesehen, wie ich Ihren Arm hielt," fuhr Frau Daubel eindringlich flüsternd fort. „Es ist die einzige Art, wie ich das erklären kann. Vergessen Sie nicht, Ihr Name ist Jakob Förster und ihrer Betty."

Herr Letts sah sie bestürzt an. Dann erhob er den Blick und betrachtete mit vielem Wohlgefallen das sich nähernde Mädchen. Es schien unmöglich, daß sie Frau Daubels Tochter war, und in der augenblicklichen Erregung war er nahe daran, dies zu sagen.

„Betty," sagte Frau Daubel mit einer Stimme, der ihre innere Erregung fast den richtigen Klang verlieh, „Betty, dies ist Dein Bruder Jakob!"

Herr Letts erhob sich linkisch und fühlte zu seiner großen Ueberraschung, wie ein paar kräftige junge Arme seinen Hals umschlangen und ein paar warme Lippen — mit nur geringer Mühe — die seinen fanden. Auf der Stelle war Herr Letts bei der Sache.

„O Jakob!" sagte Fräulein Förster und begann leise zu weinen.

„O Jakob!" sagte Frau Daubel und fing ebenfalls zu weinen an — vielleicht ergriffen von dem Gedanken daran, wie es hätte sein können.

„Nun, nun," tröstete Herr Letts.

Er zog Fräulein Förster auf die Bank und setzte sich zwischen beide, um jede einen Arm geschlungen. Außer ein oder zwei Segeln in der Ferne war nichts zu sehen, und er hieß Fräulein Förster den Kopf ungestört an seine Schulter legen. Als einziges Kind und Waise fühlte er zum ersten Male den Segen der Geschwisterliebe.

„Warum kamst Du nicht früher heim?" murmelte das Mädchen.

Herr Letts erschrak und schielte vorwurfsvoll auf ihren Hut. Dann drehte er sich um und sah Frau Daubel an, um von ihr die gewünschte Auskunft zu erhalten.

„Er hat Schiffbruch erlitten," sagte Frau Daubel.

„Ich habe Schiffbruch erlitten," wiederholte Herr Letts und nickte.

„Und da er so lange im Wasser war, bekam er eine Gehirnentzündung und verlor das Gedächtnis," fuhr Frau Daubel fort.

„Es ist wunderbar, was das Wasser alles fertigbringt — das Salzwasser," sagte Herr Letts zur Bekräftigung.

Fräulein Förster seufzte. Sie hob die Hand, die um ihre Taille geschlungen war, beugte sich darüber und küßte sie. Herr Letts errötete und umarmte sie krampfhaft.

Mit Frau Daubels Unterstützung wurden Erinnerungen in ihm wach, und mit leiser Stimme erzählte er die Vorfälle in seinem Leben, die den Angriffen der Gehirnentzündung Stand gehalten hatten. Daß sein Gedächtnis nicht dauernd gelitten hatte, wurde durch die vollkommene Art bewiesen, wie er sich Einzelheiten aus seiner Kindheit erinnerte, die von seiner wiedergefundenen Mutter und Schwester erzählt wurden. Er selbst fügte aus freien Stücken einige Fälle hinzu, die sich ereignet hatten, als seine Schwester zwei Jahre alt war.

„Und nun," sagte Frau Daubel mit leise zitternder Stimme, „müssen wir gehen und es Deinem Stiefvater erzählen."

Herr Letts willigte ein, aber ohne Begeisterung, und ging mit solcher moralischer Unterstützung, wie ein Arm von jeder der beiden Frauen gewähren konnte, langsam mit. Als sie eine Straße am Rande der Stadt erreicht hatten, in der solide gebaute Häuschen standen, blieb Frau Daubel schwer atmend stehen und zeigte auf einen Möbelwagen, der auf halber Länge der Straße stand.

„Dort sind sie!" rief sie aus.

„Wer?" fragte Herr Letts.

„Die Möbel, von denen ich Dir erzählte," sagte Frau Daubel. „Die Möbel, von denen Dein armer Vater soviel hielt, weil sie schon seinem Großvater gehört hatten. Er hat sie an Simon verkauft, obgleich ich ihn bat und anflehte, es nicht zu tun."

Herr Letts machte sich durch tiefes Husten Mut. „Meine Möbel?" fragte er.

Frau Daubel bekam Mut. „Ja," sagte sie hoffnungsvoll; „Dein Vater hat sie Dir hinterlassen."

Herr Letts drückte hocherhobenen Hauptes ihre Arme fester an sich und faßte einen unangenehm aussehenden Mann scharf ins Auge, der in der Haustür stand und sie einigermaßen erstaunt betrachtete. Mit ihren noch verketteten Armen fanden sie die Eingangspforte etwas eng, überwanden die Schwierigkeit aber durch eine Wendung. Dann standen sie im Vorgarten und warteten, während Frau Daubel nach Worten suchte.

„Jakob," sagte sie endlich, „dies ist Dein Stiefvater." Herr Letts nickte. (Fortsetzung folgt)

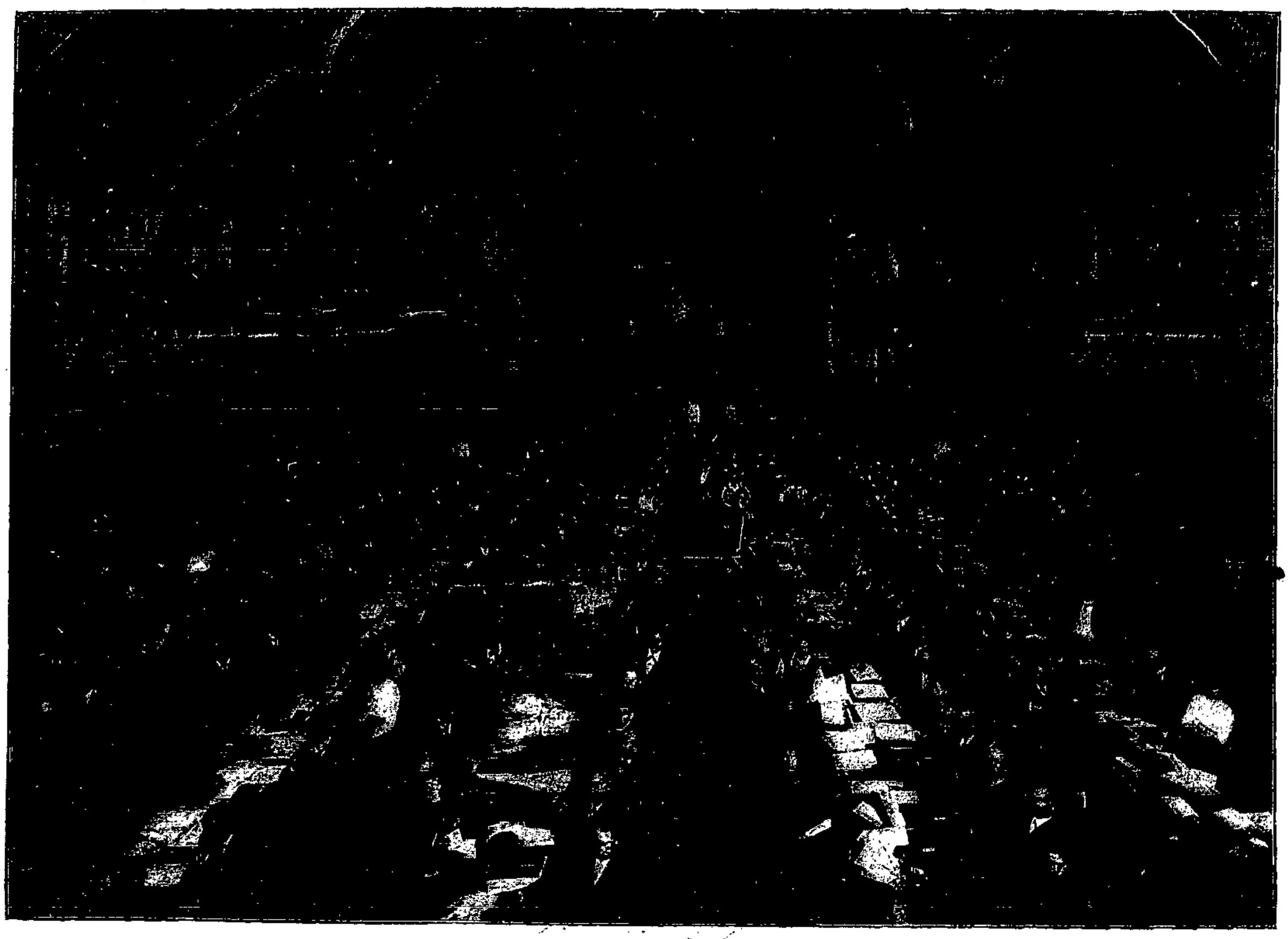
Feuilleton.

Gedrehte Baumstämme. Hin und wieder begegnet man im Walde oder im Obstgarten Bäumen, deren Stämme ausschauen, als wären sie gedreht worden. Die Drehungserscheinung läßt sich ganz deutlich, oft mehrmals um den Stamm herum, verfolgen. Die Ursachen mögen manchmal recht zufällige sein; so ist denkbar, daß Bäume in der Jugendzeit mutwilligerweise von Menschenhand gedreht wurden oder daß durch den Wind der schlanke Trieb um einen älteren Stamm geworfen wurde. Im Weiterwachsen trat dann die Drehungserscheinung an der Rindengestaltung auf. Oft muß aber die Drehungsrichtung als eine charakteristische Eigentümlichkeit der betreffenden Baumart angesprochen werden. Für diese Behauptung erbringt Landesökonomierat Goethe untrügliche Beweise. Er hat jahrelang die Drehungserscheinungen bei verschiedenen Obstbäumen beobachtet und ist zu dem Ergebnis gekommen, daß die Drehung in der Hauptsache von der Obstsorte bedingt wird. Er fand für die einzelnen Arten ganz bestimmte und charakteristische Drehungsverhältnisse, so daß die einzelnen Drehungserscheinungen für die Bestimmung der einzelnen Sorten verwertet werden können. Offen bleibt aber trotz dieser Beobachtungen immer noch die Frage, welche Ursachen die Stämme zur Ausführung der Drehungen zwingen. h.

Das Porzellan des Exsultans. Im „Cicerone" macht Professor Dr. E. Zimmermann, der Leiter der Dresdener königl. Porzellansammlung sehr interessante Mitteilungen über die außerordentlich reichen Porzellanschätze des von den Jungtürken vertriebenen früheren Sultans Abdul Hamid. Professor Zimmermann war von der neuen Regierung berufen, die in dem Gewölbe des Yildis Kiosk vorgefundenen Schätze zu sichten und wissenschaftlich zu prüfen. Das Resultat war überraschend. Nicht nur eine Sammlung, wie sie in solchem Umfange überhaupt nicht zum zweitenmal in Europa existiert, fand sich vor, auch das Alter und die Qualität des Porzellans erwiesen sich als wertvolle Seltenheit. In einem Keller wurden noch aus byzantinischer Zeit stammende Schalen und Vasen entdeckt. Insgesamt sind 6000 Gegenstände, die einen größeren Wert repräsentieren, festgestellt worden. Vor allem ist das Chinesische und Meißener Porzellan vertreten. Etwa 1000 große Seladon-Schalen, die noch aus der Sung-Zeit, also vor dem Jahre 1000 stammen und auf ihren Wandungen geistreich komponierte Irismotive zeigen, gelten als das Beste unter dem Vorgefundenen. Die Schalen haben oft einen Durchmesser von einem halben Meter und sind aus blendend weißer Masse und in Kobaltblau gemalt. Alle Schätze wurden dem Antiken Museum in Konstantinopel zugeführt. j. k.

Neue Bücher. Unser Mitarbeiter Felix Linke hat seinem von der Kritik und dem Publikum ungemein günstig aufgenommenen Buche „Ist die Welt bewohnt?" ein neues Bändchen in der Dietzschen „Kleinen Bibliothek" (Bd. 14) folgen lassen: „Kann die Erde untergehen?" (J. H. W. Dietz Nachf. Stuttgart. Pr. brosch. 75 Pf.; gebd. 1 Mk. Vereinsausgabe 50 Pf.) Auch in dieser astronomisch-physikalischen Abhandlung belehrt der Autor den Leser über kosmisches Werden und Vergehen. Die Funktionen der Weltnebel und der kosmischen Staubwolken werden erklärt, die Bedeutung des Weltäthers wird gewertet, auf die mechanische Stabilität des Sonnensystems wird hingewiesen usw. Freunde kosmischer Fragen, die Erklärungen für schwierig zu deutende astronomisch-physikalische Erscheinungen suchen, werden in dem vorliegenden, hübsch illustrierten Büchlein Anregungen und Beantwortungen finden.

Ein soziales Drama, das in ländlichen Kreisen spielt und reich an treffenden Charakteristiken und szenischen Wirkungen ist, haben unlängst unsere Parteigenossen Franz Starosson und Robert Respital unter dem Titel „Tutenhausen" in Buchform (Hamburg, Paul Bendschneider. Preis 1,50 Mk.) veröffentlicht. Man braucht das dreiaktige Schauspiel keineswegs durch die Parteibrille zu betrachten, um an seinem geschickten Aufbau, seiner flotten Handlung und an seiner naturgetreuen Schilderung der ländlichen Verhältnisse Gefallen zu finden. Das Eindringen der Industrie in die Landwirtschaft, die Bekehrung dividendengieriger Bauern zum Industriekapitalismus und ein Streik, welcher der Dividendenhöhe bedrohlich zu werden scheint, geben den Kern der Handlung her. Mit einer Schärfe, die sofort die eingehende Bekanntschaft mit den ländlichen Verhältnissen verrät, sind die Bauerntypen des Schauspiels gezeichnet. Eine feine Ironie, die namentlich gut in der Gemeinderatsszene herauskommt, unterstreicht und tönt nach Simplicissimusart die Schwächen und Voreingenommenheiten der einzelnen Bauernaktionäre. In dem alten Büdner Brokmann, der die sozialistisch gefärbte Opposition im Gemeinderat bildet, ist den bäuerlichen Profitgeiern eine prächtige, feste und sympathische Gestalt — wohl die schönste des ganzen Stückes — gegenübergestellt. In seinem Hause spielt der Schlußakt des Stückes. Der Streik, an dem Brokmanns Schwiegersohn als Führer beteiligt ist, geht verloren. Die Arbeiter sollen unter den alten Bedingungen wieder aufgenommen werden, wenn sie auf die Wiedereinstellung ihres Führers verzichten. Sie wollen darauf nicht eingehen, aber Jürgen Frank, das Haupt dieser verfehlten Lohnbewegung, überredet sie und schnürt sein Bündel. Mit ihm ziehen sein tapferes Weib und deren Bruder, die Kinder des alten, nunmehr einsamen Brokmann. Der Konflikt wird somit in einer glücklichen, realistisch-kräftigen Weise gelöst. Hoffentlich ist das stark bühnenwirksame Stück unserer beiden Genossen nicht dazu verurteilt, als Buchdrama zu verkümmern und rasch in Vergessenheit zu geraten. Unsere Theater, die es ernst mit der Zeit und der Kunst meinen, hätten hier eine Arbeit, deren Aufführung entschieden verdienstvoll wäre.



Eine Parteitagssitzung in Jena.

Nachdruck des Inhalts verboten! Verantwortl. Redakteur: L. Salomon-Lessen, Berlin (Niederschönhausen). — Verlag: Hamburger Buchdruckerei und Verlagsanstalt Auer & Co., Hamburg.
Druck: Vorwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW. 68.